



„Dann sprach Gott: Es werde ein Gewölbe ... Und Gott nannte das Gewölbe Himmel.“ (2. Tag: Gen 1,6-8)

Das Himmelsgewölbe hat für uns Menschen etwas Faszinierendes. Es erscheint uns wie eine unendlich weite Kuppel, die sich über unsere Erde spannt und, von Künstlerhand voll Inspiration bemalt, sich wie ein Bühnenprospekt ständig verwandelt. Da das Klima und die Witterungsverhältnisse, sowie Gefahren, die von anderen Mitbewohnern der Erde, ob Mensch oder Tier, ausgehen, das Wohnen unter freiem Himmel nur eingeschränkt ermöglichen, haben es die Menschen vorgezogen, sich Räume zu suchen und zu schaffen, in denen sie sich in Sicherheit wännen. Geniale Baumeister haben es verstanden, den himmlischen Architekten nachzuahmen und durch den Bau von großartigen Gewölben und Kuppeln den Himmel in die Innenräume zu holen. Paläste, Kirchen, Tempel und Moscheen in aller Welt geben davon Zeugnis.

Wenn die Wohnräume eines Großteils der Menschen auch nicht so aufregend hoch und architektonisch wertvoll sind, so schätzen sie sich dennoch glücklich, ein Dach über dem Kopf zu haben. Obdachlos zu sein ist dagegen ein hartes Los. Rainer Maria Rilke bringt in seinem Gedicht „Herbsttag“ die Unbehaustheit des Menschen zur Sprache, wo er sagt: „Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben ... und wird in den Alleen hin und her unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.“ Gemeint ist hier wohl nicht nur das Entbehren eines physischen Zuhauses, sondern noch viel mehr die geistige Heimatlosigkeit des Menschen, der nicht weiß, wohin und wem er gehört, für den die Welt unheimlich geworden ist. Ähnlich drückt dieses Lebensgefühl der Philosoph Friedrich Nietzsche in seinem düsteren Gedicht „Vereinsamt“ aus, das er mit den Worten schließt: „Weh dem, der keine Heimat hat!“ Nietzsche erlitt im Januar 1889 in Turin den geistigen Zusammenbruch. Er schrieb dort seine „Wahnsinnsbriefe“ und umarmte schließlich auf offener Straße ein Pferd; nichts vermochte ihm noch Geborgenheit und Halt zu geben. Bis zu seinem Lebensende befand er sich in tiefer Umnachtung.

Der Himmel, der sich über uns wie ein Dach ausbreitet, ist auch ein Bild für Geborgenheit und Schutz, die Gott verleiht. Sein Segen bewahrt uns vor Obdachlosigkeit. In der griechischen Mythologie ist es der Titan Atlas, ein Bruder des Prometheus, der am westlichsten Punkt der damals bekannten Welt das Himmelsgewölbe auf seinen Schultern trägt und stützt, damit dieses nicht auf die Erde fällt. In der katholischen Liturgie wird am Fronleichnamfest in Prozession die Monstranz mit dem „Allerheiligsten“ unter einem Baldachin getragen, der „Himmel“ genannt wird. Diesen haben vier „Atlanten“ in Händen, die die ehrenvolle Aufgabe von Trägern erfüllen. Sie tragen den Himmel, sie stützen ihn, halten ihn hoch. Wie gut ist es, dass Menschen in unserer Welt, die oft so verloren scheint, weil sie an den Himmel nicht mehr glaubt, diesem noch Raum geben. „Himmelsträger“ spannen ein Gewölbe der Hoffnung über unsere Erde, zumindest über ein Stück davon, wo Suchende ein Zuhause finden können.

In bestimmten Lebenssituationen verschließt sich der Himmel über uns. Er ist bedeckt und düster oder in schwarze Nacht gehüllt, so dass wir keine Aussicht mehr haben. Deshalb brauchen wir die Momente, in denen wir ehrfürchtig über das Wunderbare und Großartige staunen, das Gott unter dem Himmelsgewölbe geschaffen hat. Der Märtyrer Stephanus sah vom Geist erfüllt den Himmel sogar dann noch offen, als die Steine über ihm zu fliegen begannen (Apg 7,55.56).

Wo Menschen den Himmel in Ehren halten, dort wirkt Gottes Geist!